

DOSSIER

Titelthema: Der Kampf um die Wahrheit



Aufnahme eines zerstörten Wohnhauses in Mariupol, Mitte April

Foto: Pavel Kimov/Reuters (14. 4. 2022)

Was geschieht in Mariupol?

Soldaten schleichen durch die Kanalisation. Diplomaten verbreiten Lügen.
Und ein Bäcker verschenkt Brot, während die Bomben fallen. Rekonstruktion einer grausamen Schlacht

Den Anfang vom Ende Mariupols markieren Dutzende Kreuze. Unbekannte haben sie auf den Asphalt gesprüht, manche sind neongrün, andere leuchtend rot, Zeichen, die aus der Luft sichtbar sind. Die Kreuze tauchen in den Tagen vor Kriegsbeginn vor Polizeistationen auf, an einem Garagenkomplex und neben einem der Hochhäuser auf der Allee der Metallurgie, der Straße im Zentrum von Mariupol, in der Elena Kalaitan wohnt. Saboteure, denkt Kalaitan, Schläfer der Russen, die sich in die Stadt geschlichen haben und Markierungen für den Angriff anbringen. Es sind Ankündigungen dessen, was kurz danach beginnen wird.

Elena Kalaitan, 48, leitet eine der Lokalzeitungen in Mariupol, eine Frau mit hennarotem Haar. In der Nacht auf den 24. Februar schläft sie nicht viel. Gegen fünf Uhr weckt sie das Dauervibrieren der Eilmeldungen auf ihrem Handy. In Kiew explodieren Granaten. Der Krieg ist da.

Die Schriftstellerin Oksana Stomina, 49, hat er schon früher erreicht. Um kurz nach vier klingelt ihr Telefon, ihre Tochter aus Kiew ist dran. Wenn in der Hauptstadt Geschosse einschlagen, muss es auch in Mariupol bald losgehen. Wenig später erreicht der Krieg das Ehepaar Wadym und Irina Zabolotny, er 60, sie 62 Jahre alt, auch sie durch einen Anruf aus Kiew. Bei ihnen ist es der Sohn, der sie warnt: »Es hat begonnen.«

Der Krieg erreicht Wadym Bojtschenko, 45, den Bürgermeister von Mariupol, in seinem Haus in der Allee des Sieges 115. Bojtschenko ist alleine, seine Frau und seine Tochter sind in Kiew. Am Abend ist er früh zu Bett gegangen, bis zuletzt hat er nicht glauben wollen, dass die Russen angreifen. Die Detonationen reißen ihn aus dem Schlaf, er schaut auf die Uhr: 5.07 Uhr.

Der Krieg erreicht Mehmet Izi, 45, auf dem Weg in seine Bäckerei im Zentrum Mariupols. Das Schicksal wird ihn Tage später in der Stadt bekannt machen, bewundert von den Ukrainern, gesucht von den Russen.

Der Krieg erreicht die Psychologin Elena Dundur, 39, eine alleinerziehende Mutter, als bereits die ersten Verletzten verarztet werden. Dundur hat den Beginn des Angriffs verschlafen. Erst gegen acht Uhr steht sie auf und zieht ihren achtjährigen autistischen Sohn an. Als sie ihr Telefon einschaltet, sieht sie 15 verpasste Anrufe. Sie ruft ihren Freund an, er sagt: »Es ist Krieg!«

Nicht überliefert ist, wo der Krieg Konstantin Iwascshchenko, 58, erreicht, einen ernst dreinschauenden Mann mit silbergrauem Haar, den die Menschen in Mariupol bald als Verräter bezeichnen werden.

Jeder Krieg hat Orte, die zu Symbolen werden. Die Blockade von Leningrad steht für die Verbrechen der Nazis an der russischen Zivilbevölkerung. Das Massaker von My Lai zeigte die amerikanische Brutalität in Vietnam. Der Völkermord von Srebrenica prägte das Bild des Bosnien-Krieges.

Mariupol ist in den vergangenen Wochen zum Sinnbild des Kampfes um die Ukraine geworden. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj sagt: »Mariupol ist das Herz dieses Krieges.«

Einst prägten rauchende Schornsteine, schmutzige Hochöfen und sowjetische Plattenbauten das Bild der Hafenstadt. Doch in den vergangenen Jahren sind hier grün strahlende Parks, eine neue Uferpromenade und eine vibrierende Künstlerszene entstanden. Mariupol liegt am Asowschen Meer, an der Mündung des Flusses Kalmius, genau auf der Verbindungslinie zwischen der russischen Grenze und der von den Russen annektierten Krim, das macht die Stadt militärisch bedeutsam. Dem russischen Präsidenten Wladimir Putin kommt zudem zu pass, dass in Mariupol das umstrittene Asow-Regiment seinen wichtigsten Standort hat. Dieser ukrainischen Einheit gehören auch bekennende Rechtsextremisten an. Das lässt sich für die Erzählung von der angeblich notwendigen »Entnazifizierung« der Ukraine heranziehen.

Auch deshalb gibt es in Mariupol keine Gnade und keinen Kompromiss, nur Leben oder Tod, Sieg oder Niederlage.

Die Dimension dieser Schlacht wird die Welt erst in Wochen und Monaten verstehen, wenn die Schuttberge abgetragen, die Überlebenden gezählt, die Leichen geborgen sind. In Mariupol starben Tausende, wahrscheinlich Zehntausende, viele haben keine Gesichter und keine Namen, sie liegen unter Trümmern begraben, wurden von Raketen zerrissen oder in Massengräbern verscharrt.

An keinem anderen Schauplatz dieses Krieges ist es so schwierig, das Geschehene zu dokumentieren. Schon vor Wochen haben die Russen versucht, die Verbindungen zur Außenwelt zu kappen und unabhängige Journalisten aus der Stadt zu vertreiben. Im russischen Fernsehen ist nicht die Vernichtung der Stadt zu sehen, sondern die Propaganda der Invasoren. Manches, was in Mariupol passiert ist, wird deshalb für immer verborgen bleiben, anderes jedoch lässt sich beschreiben und Stück für Stück zu einem Bild zusammensetzen. Die ZEIT hat Dutzende Menschen aus Mariupol befragt, Soldaten, Polizistinnen und Politiker ebenso wie andere Bewohner, teils sind sie aus der Stadt geflohen, teils befinden sie sich noch immer dort. Satellitenbilder, Handyaufnahmen und Berichte von Geheimdiensten, sowie westliche und russische Militärexperten lieferten Informationen über den Kriegsverlauf und erlaubten es, das Gesagte zu überprüfen und abzusichern.

So lässt sich erzählen, was nicht erzählt werden soll: Was geschieht in Mariupol?

Nachdem die Russen am Morgen des 24. Februar ihren Angriff begonnen haben, packt Oksana Stomina, die Schriftstellerin, ihren kleinen, gepunkteten Rucksack. Drei Taschenlampen stopft sie hinein, ein Telefon,

Titelthema



Die Psychologin Elena Dundur mit ihrem Sohn



Satellitenbild der Hafenstadt Mariupol am Asowschen Meer



Der Bäcker Mehmet Izci, der mittlerweile in Dortmund lebt

Fortsetzung von S. 13

mehrere Powerbanks und ein paar Ladepapiere. Sie weiß noch nicht, ob und wofür sie das alles brauchen wird. Aber, so wird sie es später erzählen, sie konnte nicht in ihrer Wohnung bleiben, sie wollte hinaus, wollte mit-helfen, Mariupol zu schützen.

Stomina ist eine kleine, schmale Frau mit müden Augen. Sie hat ein Buch geschrieben über die Kämpfe im Donbass, dem teilweise von prorussischen Separatisten kontrollierten Gebiet in der Ostukraine. Es heißt: *Der Krieg kommt ohne Einladung*. Für dieses Buch ist sie in zerstörte Dörfer gereist, hat mit Verwundeten und Vertriebenen gesprochen. Danach glaubte sie zu wissen, was Krieg ist. Heute sagt sie: »Auch in der allerschrecklichsten Fantasie konnten wir uns nicht vorstellen, wie es wirklich ist.«

Auf ihrem Handy bekommt Oksana Stomina die Nachricht, im Zentrum, im Kulturhaus Halabuda, werde Hilfe gebraucht. Dort, wo bis vor Kurzem Fotografiereisen und Beratungen für Firmengründer angeboten wurden, entsteht in diesen ersten Stunden des Krieges eine Börse der gegenseitigen Unterstützung und des Widerstands. Manche Bewohner kommen vorbei und bringen Kekse, Wurst und Waschsets für die ukrainischen Soldaten. Andere erklären einander, wie man Blutungen stoppt und Wunden verbindet. Das Militär sucht Freiwillige, um Schutzengräben auszuheben. Eine alte Frau hält eine Tüte voller weißer Wäcker in der Hand. Sie hat ihre Bertaken in lange Streifen zerschnitten – Verbände für die Verletzten, die es sicher bald geben wird.

Hier im Halabuda schließt sich Oksana Stomina einer Gruppe an, die durch die Stadt fährt, um Lebensmittel und Medikamente zu sammeln. In den nächsten Wochen werden sie damit Krankenhäuser, Polizeieinheiten und Soldaten versorgen. Und mehrere Tausend Menschen, die sich in ihre Keller geflüchtet haben.

An diesem ersten Tag des Krieges fährt Elena Kalaitan, die Journalistin, wie gewohnt in die Redaktion. Nach und nach treffen fast alle der 40 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zeitung *Priasowskij Rabotschij* ein, mit 30.000 Abonnements eine der größten Zeitungen in Mariupol. Fieberhaft produzieren sie die neue Ausgabe, die nur ein Thema kennt: den Angriff der Russen. Die Zeitung wird pünktlich gedruckt, aber sie wird nie erscheinen. Die Postboten haben wegen des Beschusses ihre Arbeit eingestellt, sie weigern sich, die Zeitungen auszuliefern. Die Ausgabe des Vortages wird bis heute die letzte Ausgabe von *Priasowskij Rabotschij* bleiben.

Die Granaten, mit denen die Russen in den Morgenstunden des 24. Februar den Angriff auf Mariupol beginnen, treffen ein Hochhausviertel am östlichen Stadtrand, eine Schule sowie den kleinen Flughafen. Mindestens 26 Menschen werden am ersten Kriegstag verletzt. Gleichzeitig beginnt der Vormarsch der Infanterie. Aus dem Osten bewegen sich russische Einheiten und Truppen der selbst-erklärten Volksrepublik Donezk am Meer entlang: Panzer, Artillerie, Tausende Soldaten. Am Morgen des 25. Februar erreichen die ersten Panzer den kleinen Ort Pawlopil, rund 25 Kilometer vom Stadtzentrum von Mariupol entfernt.

Westlich der Stadt landet am Abend des 25. Februar die 810. Marinebrigade. Sie gehört zu der auf der Krim stationierten russischen Schwarzmeerflotte und gilt als kampferprobt. Aus dem Norden stoßen später Soldaten des tschetschenischen Machthabers Ramsan Kadyrow hinzu, die für ihre besondere Brutalität berüchtigt sind. Insgesamt bieten die Russen und ihre Verbündeten zwischen 10.000 und 15.000 Soldaten auf, genaue Zahlen sind nicht bekannt. Aufseiten der Ukraine kämpfen nur 4000 bis 5000 Männer und Frauen. Das klingt hoffnungslos, der Ausgang der Schlacht erscheint vorhersagbar. Doch das ist er nicht. Nach den Regeln des Krieges sind die Verteidiger einer Stadt strategisch im Vorteil, sie können sich in Häusern und Kellern verschanzen, können Straßen und Schleifwege. Die Nato geht in ihren Kampfszenarien davon aus, dass eine sechsfache Übermacht nötig ist, um eine Stadt einzunehmen.

Als die ersten russischen Einheiten die Vororte von Mariupol erreichen, werden sie von den Ukrainern zusammengeschossen. Allein in Pawlopil verlieren die Russen am ersten Tag mehr als 20 Panzer. Bei einigen gefallenen Gegnern finden die Ukrainer Landkarten der Umgebung, laut Datierung erst zwei Tage vor Beginn der Offensive ausgeteilt. Offenbar sind die Angreifer ohne Ortskenntnis in den Einsatz gestolpert. Es wirkt, als hätten sie erwartet, die Ukrainerinnen und Ukrainer würden ihnen zujubeln, wenn sie in die Stadt einmarschieren. Stattdessen haben die Verteidiger sich seit Monaten vorbereitet. Sie haben Sprengfallen gelegt und Verstecke ausgesondert. Und sie sind entschlossen, Mariupol bis zum Ende zu verteidigen.

Vermutlich, um einen blutigen Häuserkampf möglichst lange zu vermeiden, entscheiden sich die Russen für eine Strategie des Strangulierens. Gleich am ersten Tag sprengen sie nach Angaben von Wadym Bojtschenko, dem Bürgermeister von Mariupol, 15 Elektrizitätswerke in die Luft. Die Stadt ist jetzt in weiten Teilen ohne Strom und, bei Minusgraden, auch ohne Wärme. An den folgenden Tagen kappen die Russen die beiden Leitungen, die Mariupol mit Trinkwasser versorgen. Die Stadt ist jetzt ohne Wasser. Dann fallen die Angreifer diverse Mobilfunkmasten. Die Stadt ist jetzt fast überall ohne Handy-netz. Schließlich zerstören sie die Gaspipelines und die Eisenbahngleise. »Die Russen hatten einen klaren Plan, die Stadt zu blockieren und systematisch abzuschneiden«, sagt Wadym Bojtschenko. »Sie wussten, dass sie damit eine humanitäre Katastrophe erzeugen.«

Bojtschenko, der mit seinem braunen gescheitelten Haar dem ukrainischen Präsidenten Selenskyj verblüffend ähnelt, kann zusehen, wie seine Stadt und sein eigenes Leben zerfallen. Schon am ersten Tag trifft eine russische Rakete sein Wohnhaus, das Bojtschenko kurz zuvor verlassen hat. Wenig später schlägt ein zweites Geschoss in den Trümmern ein. Die Russen jagen ihn. »Jedes Mal, wenn wir eine Stabsbesprechung an einem neuen Ort abhielten, wurden wir von Artilleriebeschuss eingedeckt«, sagt Bojtschenko. Offenbar wissen die Angreifer ziemlich genau, wo der Bürgermeister sich gerade befindet.

Bojtschenko ordnet an, sogenannte Tschechen-Igel zusammenschweißen, X-förmige Stahlgebilde, um die russischen Panzer auf den Straßen aufzuhalten. In der »Schule Nr. 66« in der Nähe des zentralen Marktplatzes lässt er eine provisorische Volksküche einrichten, die warmes Essen ausgibt. Als die Russen davon erfahren, womöglich durch Satellitenbilder, bombardieren sie das Gebäude.

In den ersten Märztagen beginnt eine neue Phase des Krieges: Die Russen haben mittlerweile die meisten Vororte erobert und dringen in die Stadt ein. Die Menschen in Mariupol ziehen sich in den Untergrund zurück, in die Bunker der öffentlichen Gebäude oder, wie Elena Dundur, die Psychologin und alleinerziehende Mutter, die den Kriegsbeginn verschlafen hat, in die Keller der Wohnhäuser.

Dundur lebt mit ihrem Sohn in der Fontana-Straße im Zentrum, vor dem Krieg hat sie gern Selfies gemacht: an der neu eröffneten Promenade unten am Meer oder vor den denkmalgeschützten Häusern in ihrer Nachbarschaft, vor denen oft Touristen standen. Jetzt kann Elena Dundur von ihrem Fenster aus sehen, wie ukrainische Streitkräfte im Nachbargebäude, einem fast fertiggestellten Bürohaus, Quartier beziehen. Je näher die Russen kommen, desto mehr vermischen sich die ukrainischen Kämpfer mit der Bevölkerung. Das entspricht dem Lebensgefühl in einer Stadt, die sich weigert, zu kapitulieren. Aber es ist auch brandgefährlich. Nach internationalem Recht ist ein ziviles Gebäude, in dem sich Soldaten verstecken, ein legitimes Ziel.

Elena Dundur flüchtet mit ihrem Sohn in einen Keller ein Haus weiter. Der kleine Schutzraum sei rammervoll gewesen, wird sie sich später erinnern, sie zählt 40 Erwachsene, ein paar Kinder und zwei Säuglinge. Das einzige Licht spenden ein paar batteriebetriebene Weihnachtsketten. Es gibt Bettenlager aus Holzpaletten für die Frauen und Kinder. Die Männer schlafen im Sitzen.

Bei der ersten Angriffswelle aus der Luft donnert und wackelt es, die Mauern des Hauses zittern. Immer wenn die Männer es wagen rauszugehen, kommen sie mit Geschichten von neuen Toten zurück. Nach einigen Tagen hatte sie bereits von acht Leichen allein auf den umliegenden Balkonen gehört, sagt Dundur.

Die Tage verschwimmen ineinander, die Stunden sind nicht mehr unterscheidbar. Elena Dundur lernt, Waffensysteme an den Einschlagsgeräuschen zu erkennen. Ein typischer Rhythmus geht so: Auf die schnellen, dumpfen Töne der Raketenwerfer folgt ein Moment der Ruhe. Dann, ein paar Augenblicke später, fallen die Fliegerbomben.

Am 7. und 8. März legt sich Stille über Mariupol. Es ist, als habe sich der Krieg wie ein Ozean bei Ebbe zurückgezogen. Nur vereinzelt sind in der Ferne Explosionen zu hören. Der Kreml kündigt eine Waffenruhe an. Es sind die Tage, in denen eine ukrainische und eine russische Delegation in Belarus verhandeln, eine kurze Phase der Hoffnung. Die Hausbewohner nutzen die Atempause, um im Innenhof Bäume zu fällen und ein Feuer anzuzünden. »Aber nicht alle Bäume«, sagt Elena Dundur. »Damit noch welche für die Zukunft von Mariupol bleiben.«

Welche Zukunft?

Die Verhandlungen scheitern. Als wollten sie Mariupol dafür bestrafen, dass die Ukraine nicht kapituliert, bombardieren die Russen am 9. März das »Zentrum für medizinische Grundversorgung Nr. 3«. Die erste Bombe detoniert im Innenhof, die anderen in der Entbindungsklinik. Bilder zeigen einen massiven Krater, mindestens fünf Meter tief. Ein zweiter Angriff verursacht erst einen Feuerball, dann steigt Rauch aus der Entbindungsklinik auf.

Zum Angriff gehört auch die Propaganda-Schlacht danach. Die russische Botschaft in London verbreitet ein Statement des russischen Außenminister Sergej Lawrow, wonach die Klinik längst nicht mehr in Betrieb gewesen sei, sondern den ukrainischen Streitkräften, »vor allem dem Neonazi-Bataillon Asow«, als Versteck gedient habe. Eine Lüge. Zwei Augenzeugen beschreiben der *ZEIT*, wie sie verletzte Patienten aus der Klinik bargen. Zudem treffen unmittelbar nach dem Angriff zwei Reporter der Nachrichtenagentur AP ein und fotografieren Ärzte, Schwangere und Neugeborene in den Trümmern. Ihre Bilder und Schilderungen gehen um die Welt. Und doch wirkt die russische Propaganda. Sie verbreitet sich auf diversen Social-Media-Plattformen, auch in Deutschland.

In jenen Tagen Anfang März haben manche Menschen in Mariupol Glück und ergattern etwas von den Lieferungen der Wasserwerke, die anfangs noch mit Tankwagen durch die Stadt fahren. Andere laufen bis zum Fluss oder holen Schnee vom künstlichen Skihügel, »Alaska« genannt, und schmelzen ihn. Die Männer aus Elena Dundurs Keller tragen Wasser aus einer nahe gelegenen Schule herbei, aber es ist mit einem Ölfilm überzogen. Sie trinken es trotzdem. Erbrechen, Durchfall, Verzeiflung.

Irgendwann hält Elena Dundur es nicht mehr aus und geht ins Freie. Sie läuft Richtung Südwesten. An der großen russisch-orthodoxen Kirche, einem Neubau mit goldener Kuppel, soll es noch Handyempfang geben, das haben ihr die Leute im Keller erzählt. Und tatsächlich: Wenn man sich an einen Baum vor der Kirche schmiegt und das Handy im richtigen Winkel hält, zeigt das Display einen Balken. Dundur ruft eine Bekannte in der Westukraine an. Diese erzählt ihr, dass es immer wieder Menschen geschafft hätten, aus Mariupol herauszukommen.

Die russisch-orthodoxe Kirche ist im Stadtbild weithin sichtbar – und ist bisher nahezu unbeschädigt geblieben. Das gilt auch für die türkische Moschee mit ihrem imposanten Minarett. Nach einem ersten Beschuss hat die türkische Regierung die Russen darum gebeten, die Moschee zu verschonen. So erzählen es jedenfalls Mitglieder der muslimischen Gemeinde. Wenn sie wollen, können die Russen bei ihrem Bombardement einzelne Gebäude mit chirurgischer Präzision aussparen.

Im Keller von Elena Dundur verbreitet sich eine Nachricht, vielleicht nur ein Gerücht: Wer Mariupol verlassen will, muss zum Theater kommen, dem zen-

tralen Ort der Stadt, nicht weit von der Kirche entfernt. Von dort aus sollen vom Bürgermeister organisierte Konvois aus Autos und Bussen die Menschen in Sicherheit bringen.

Die Neuigkeit springt von Keller zu Keller, auch Wadym und Irina Zabolotny hören davon, die bis zum Kriegsbeginn dachten, sie führten ein gutes Leben: Sie hatten Kinder und Enkelkinder, eine schicke Wohnung, Plattenbau, neuer Stock – und keine Angst vor Russland. Irina Zabolotny wurde ja in Russland geboren, ihr Mann Wadym stammt aus der Ostukraine, wo viele Russen leben. Warum sollten ihnen die Russen etwas antun?

Nun verlassen sie ihren Keller und fahren zum Theater. Auf dem Vorplatz ist noch eine Eislaufbahn aufgebaut, Relikt einer heilen Welt. Das Eis wird wenig später eingeschmolzen, das Holz verfeuert.

Das »Akademische regionale Dramatheater«, wie das Schauspielhaus offiziell heißt, liegt etwas erhöht. Die Rauchsäulen über den Asowstal-Stahlwerken sind von hier aus gut zu sehen, genau wie die Löcher in den Wohnblocks, hineingeprengt von den Raketen, Luftminen und Streubomben der Russen.

In einer endlos erscheinenden Schlange aus Autos warten die Menschen auf das Signal, dass sie losfahren dürfen. Aber das Signal kommt nicht. Irgendwann verschleichen Polizisten die Wartenden, kein Konvoi, nicht heute und nicht morgen. Irina und Wadym Zabolotny aber bleiben, wie viele andere auch, die auf dem Platz ausgeharrt haben. Sie gehen nicht zurück in ihre Keller, sondern ziehen ins Theater, einen klassizistischen Bau mit Stuck an den Decken. Sie wollen zur Stelle sein, wenn es doch noch losgeht, vielleicht übermorgen, oder in einer Woche.

Das Leben im Theater ist organisiert wie in einem kleinen Dorf. Menschen kommen und suchen einen Platz zum Schlafen oder fragen nach Angehörigen. Freiwillige teilen Suppe aus zwei Feldküchen aus, meist mit etwas Fleisch oder Fisch. Zweimal täglich gibt es heißes Wasser und Kekse, manchmal auch Würste. Das ist nicht viel. Aber es ist mehr, als es fast überall sonst in der Stadt gibt.

Nachts ist es finster im Gebäude. Die Kerzen sind längst abgebrannt, nur ein paar Taschenlampen leuchten noch. »Die Tage waren unendlich lang«, wird sich Wadym Zabolotny später erinnern, »und dann kamen die Nächte und waren noch länger.«

Wie in jedem Dorf gibt es auch im Theater Aufgaben zu übernehmen. Irina Zabolotny schließt sich dem Putzdienst an. Wadym hilft dem Arzt. Ein Ordnungsdienst verhindert Handgreiflichkeiten. Zwei Schauspieler und eine Beleuchterin versuchen, den Überblick zu behalten, zusammen mit einer kleinen Gruppe von Helfern. Neuanrückenden weisen sie Plätze zu, Familien mit Babys bringen sie hinter der Bühne unter, in den Garderoben der Schauspieler, wo es eigene Waschbecken gibt. So sollen die jungen Mütter mehr Ruhe finden als im dunklen Keller, wo viele Kranke hausen, die unentwegt husten.

Was gut gemeint ist, wird sich als tödliche Falle erweisen.

Als das Bombardement des Stadtzentrums zu einem Dauerbeschuss anwächst, haben die beiden Schauspieler und die Beleuchterin eine Idee. Sollte man nicht draußen ein weithin sichtbares Zeichen aufmalen, damit die Russen wissen, dass sich im Theater keine Soldaten verbergen, sondern hilfsbedürftige Menschen? Zum Beispiel das Wort *deti*, russisch für »Kinder«?

Die Idee wird im Führungsteam besprochen, auch Wadym Zabolotny nimmt an der Diskussion teil. Er ist dafür. Wenn die Buchstaben auf dem Asphalt stehen, werde niemand auf sie schießen, glaubt er.

Der Vorschlag wird angenommen. Jemand holt weiße Farbe, Pinsel und Malerrollen von den Bühnenbildnern im dritten Stock und schreibt in kyrillischer Schrift, gut sichtbar, *deti* vor und hinter das Theater. Seit dem 9. oder 10. März, genau lässt sich das nicht rekonstruieren, können die Russen sehen, dass in dem Theater Zivilisten Unterschlupf gefunden haben.

Weil die Organisatoren jeden Tag durch die Räume gehen und zählen, wissen sie ungefähr, wie viele Menschen sich in diesen Tagen im Theater aufhalten. Es sind mindestens 500, höchstens 700.

Etwa hundert von ihnen stehen am Morgen des 16. März an der Feldküche hinter dem Theater für heißes Wasser an. Gegen 9.45 Uhr ist ein Pfeifen in der Luft zu hören. Die Bombe schlägt im Dach auf der Rückseite des Theaters ein. Der Sprengsatz trifft das Theater vermutlich mit maximaler Präzision, wie eine Analyse von McKenzie Intelligence Services ergeben wird, einer Londoner Sicherheitsfirma, die auf die Auswertung von Geodaten und Satellitenaufnahmen spezialisiert ist.

Die Explosion reißt das rot verkleidete Dach weg, lässt Kuppel und Wände einstürzen und zerreißt den rechten Flügel des Theaters. Fast alle Menschen, die sich im Saal und im hinteren Gebäudeteil befanden, sterben. Auch die Garderoben, in denen die jungen Mütter untergebracht waren, werden zerstört.

Nach etwa 40 Minuten bricht schweres Feuer aus. Rauch qualmt auf, durch das eingestürzte Dach scheint die Sonne herein, lichtdurchfluteter Staub senkt sich wie ein Nebelteppich herab, so erinnern sich Überlebende. Menschen laufen schreiend umher, sie rufen Namen, andere kreischen aus Panik, ein kleiner Junge ruft: »Ich will nicht sterben!« Abergisene Arme und Beine liegen herum, auch das werden Überlebende schildern. Rettungskräfte kommen nicht zum Theater durch, weil die russische Artillerie nun auch das Platz vor dem Gebäude beschießt.

Nach Schätzung des Bürgermeisters Wadym Bojtschenko sterben etwa 300 Menschen im Theater, wie viele es genau sind, weiß bis heute niemand.

Wadym und Irina Zabolotny hatten Glück. Am 10. März, sechs Tage zuvor, verließ einer der wenigen Konvois den Platz vor dem Theater. Gut möglich, dass er unter Beschuss geraten würde. Wadym war trotzdem wild entschlossen, mitzufahren, Irina vehement dagegen. Wadym sagte: »Gott hat gesagt, wir müssen los.« Sie hörten auf Gott und fuhren los.

Mit ihren Nachbarn im Theater hatten sie vereinbart, deren Schwiegerohn mitzunehmen, Nasar, 28 Jahre alt. Doch im letzten Augenblick entschied Nasar, nicht mit ins Auto zu steigen, und blieb zurück, er hatte kein gutes Gefühl. Bei dem Luftangriff auf das Theater wurde er unter den Trümmern begraben. In Mariupol entscheidet manchmal ein Bauchgefühl darüber, wer überlebt und wer nicht.

Es gibt wenig Zweifel daran, dass die russische Armee an jenem 16. März gezielt die größte Sammelunterkunft der Stadt zerstören wollte. Und wie schon beim Bombardement des Krankenhauses versuchen die Russen, die Fakten umzudeuten. Das russische Verteidigungsministerium behauptet, man wisse aus »zuverlässigen Daten«, dass die ukrainischen Kämpfer des Asow-Regiments das »bereits zuvor vermintete Theatergebäude« selbst gesprengt hätten. Belege dafür gibt es nicht. Das Prinzip ist jedes Mal das gleiche: den Berichten der Opfer eine eigene, ganz andere Version entgegenstellen und diese mit möglichst großer Wucht auf Social Media und im eigenen Fernsehen verbreiten. Wer soll schon überprüfen, was wirklich geschah?

In den Tagen nach dem Angriff auf das Theater kontrollieren die Russen erstmals den Himmel über Mariupol. Die Luftabwehrgeschütze der Ukrainer sind fast alle zerstört, die russischen Piloten können weitgehend ungehindert ihre Einsätze fliegen. Militärs nennen das Lufthoheit. Aber noch besitzt die russische Armee nicht die Kontrolle über die Straßen. Im Gegenteil. Je weiter sich die Angreifer in die Innenstadt vorarbeiten, desto größer werden ihre Verluste. Um dem Bombardement aus der Luft und den Panzern am Boden zu entgehen, die mittlerweile bis in die Innenstadt vorgedrungen sind, haben sich die ukrainischen Einheiten auf eine spezielle Taktik verlegt: Sie schleichen in kleinen Gruppen durch die Kanalisation. Wie Geister tauchen sie plötzlich auf, bewaffnet mit Panzerfäusten, Granaten und Maschinenpistolen, verschanden sich in Wohnhäusern, schlagen zu und verschwinden wieder. Für die Russen gibt es nirgendwo Sicherheit, jede offene Fläche kann durch Scharfschützen bedroht sein.

Aus westlichen Militärberichten geht hervor, dass die russische Armee auf ihrem Weg in die Innenstadt von Mariupol offenbar zwei Kompanien der gefürchteten 22. Spetsnaz-Brigade verliert. Es sind Putins beste Kämpfer. Die Elitesoldaten sind Spezialisten

Erst sprengen die Russen 15 Elektrizitätswerke. Dann kappen sie Wasserleitungen. Dann fallen sie Mobilfunkmasten

Der Kampf um die Wahrheit



Zerstörtes Theater, davor das russische Wort »deti« (»Kinder«)



Elena Kalaitan, Chef der Lokalzeitung »Prasowskij Rabotschij«



Bombardiertes Stahlwerk Asowstal im Südosten der Stadt

im Häuserkampf, gestählt in den Kriegen in Tschetschenien und Syrien. In Mariupol fallen laut den Berichten etwa 140 von ihnen, als sie in einen Hinterhalt geraten. Nach Informationen westlicher Analysten entscheiden die Russen, mittelschwer und schwer verletzte Kameraden nicht mehr zu bergen, sondern in den Häuserschluchten zurückzulassen. Die Soldaten sterben, obwohl sie hätten gerettet werden können. »Die Russen haben in Mariupol ihre besten Einheiten regelrecht verheizt«, sagt ein militärischer Beobachter eines Nato-Staates.

Aber in Mariupol fallen nicht nur einfache Soldaten, es fallen auch hochrangige russische Kommandeure.

Am 15. März tötete die Ukrainer den Befehlshaber der 150. motorisierten Schützendivision, Generalmajor Oleg Mitjajew, Rufname »Barkas«. Mitjajew war ein Offizier der alten Schule, der das Kriegshandwerk mit 17 Jahren in einer russischen Kadettenanstalt erlernte und vom Zugführer einer Luftlande-einheit bis zum General aufstieg, zuletzt eingesetzt in Syrien.

Ein zweiter General stirbt vier Tage später: Andrej Palij, Kapitän Erster Klasse der russischen Schwarzmeerflotte und dort stellvertretender Kommandant. Palij ist Ukrainer, geboren in Kiew. Er hatte an der Schule der russischen Kriegsmarine studiert, die damals noch in Kiew residierte, weigerte sich aber nach seinem Abschluss 1992, den Eid auf das ukrainische Militär zu leisten. Stattdessen heuerte er bei den Russen an. Wie Mitjajew trug auch Palij diverse Orden, unter anderem für seinen Einsatz in Georgien.

Auch der Befehlshaber der 810. Marinebrigade, Oberst Alexej Scharow, der die russischen Truppen im Norden anführte, fällt in Mariupol. Er stirbt am 22. März.

Der Tod der Kommandeure ist ein Zeichen dafür, wie desolat die Lage der Russen ist. Die Offiziere müssen an die Frontlinie vorrücken, um die Moral der Truppe zu stärken und den Angriff anzuführen. Das macht sie zu leichten Zielen.

Als der russische Vorstoß ins Zentrum der Stadt zu stocken beginnt, beordert das Oberkommando die schwersten und tödlichsten konventionellen Waffen der russischen Armee nach Mariupol. Darunter Bomber vom Typ Tupolew Tu-22M, ein mächtiges Flugzeug, das Überschallgeschwindigkeit erreicht. In seinem Bauch ist Platz für 21 Tonnen Bombenfracht.

Mindestens zweimal werden die Tupolews über Mariupol eingesetzt, so registrieren es westliche Militäranalysten, die die Bewegungen im Luftraum verfolgen. Die Piloten öffnen die Luken in mehreren Tausend Meter Höhe und entladen ihre Fracht über der Stadt: pro Maschine maximal 42 Bomben, jede einzelne 500 Kilogramm schwer. Bei dieser Art des Teppich-Bombardements werden die Sprengsätze nicht gesteuert, sie fallen einfach auf das, was unter ihnen liegt, und zermalmen ganze Stadtviertel. Schon im Tschetschenien-Krieg haben die Russen die Tupolew Tu-22M eingesetzt, später in Georgien und in Syrien – und nun auch in Mariupol.

Die Bomben treffen Neubaublocks genauso wie Einfamilienhäuser, Schulen, Kliniken. Der Einsatz der Tupolew ist Ausdruck einer Taktik, die keinerlei Restriktionen mehr kennt, nur noch Zerstörung.

Am Boden setzt die russische Armee eine ähnlich infernalische Waffe ein: den Raketenwerfer TOS, der innerhalb von zwölf Sekunden 24 Geschosse abfeuern kann. Die Raketen sind bestückt mit einem thermobarischen Sprengsatz, auch als Vakuumbombe bekannt. Ihr Einsatz gilt international als besonders verabscheuungswürdig, denn die Sprengsätze verbrauchen Sauerstoff aus der Umgebungsluft und verlängern dadurch die Explosionen, sie rufen fürchterliche Verletzungen bis hin zur sofortigen Verdampfung hervor. »Die Russen haben in Mariupol alles an Waffen eingesetzt, was ihnen zur Verfügung steht«, sagt ein westlicher Militäranalyst. Mit Ausnahme der Atombombe.

Und doch gibt es in diesen dunklen, dystopischen Wochen auch Augenblicke der Hoffnung und Momente der Solidarität. Längst sind sämt-

liche Lebensmittelgeschäfte in Mariupol zerstört oder verlassen. Essen ist kaum noch aufzutreiben. In einer kleinen Bäckerei im Zentrum der Stadt aber wird noch gebacken.

Es ist die Bäckerei von Mehmet Izci. Izci, ein Mann mit kräftigen Händen, ging 1996 aus dem Süden der Türkei nach Mariupol. Er verliebte sich, heiratete, wurde Vater eines Jungen und eröffnete seine eigene Bäckerei: die Pikarne Izci in der Fontana-Straße in der Innenstadt. Er spezialisierte sich auf eine bestimmte Brotart: Lawasch, ein dünnes Brot aus Mehl, Öl, Wasser und Salz. Ein Fladenbrot, passend zu einer kulturell schillernden Stadt wie Mariupol, in der jeder fünfte Bewohner mediterrane Wurzeln hat, in der es ein griechisches Viertel und eine türkische Gemeinde gibt, eine Synagoge und Kirchen aller christlichen Konfessionen.

In Friedenszeiten hatte Izci fünf Angestellte. Doch als die Leute im Kulturzentrum Halabuda erfahren, dass der Lawasch-Bäcker noch geöffnet hat, suchen sie nach Freiwilligen, die bereit sind, Izci zu helfen. 20 Menschen melden sich.

Vom ersten Tag des Krieges an geben Izci und seine Mitarbeiter das Brot gratis aus. Erst an die Bewohner Mariupols, dann auch an die ukrainischen Soldaten. Als das Wasser knapp wird, schmelzen sie Schnee. Als auch der ausgeht, kommt das Militär und fragt, was Izci braucht. Die Soldaten bringen Mehl, Öl, Salz, Wasser.

Über dem offenen Feuer backen Izci und die Freiwilligen fast rund um die Uhr Brot. Die Feuerstellen heizen sie mit Brennholz, das die Armee heranschafft. Nachts dunkeln die Kämpfer die Fenster ab, damit kein Licht nach draußen dringt, wegen der russischen Flieger.

5000 bis 6000 Stück Fladenbrot produziert die Bäckerei pro Tag. Einen Teil der Brote holt die Armee ab, den anderen liefert Izci selbst aus. Er setzt sich in seinen weißen Renault Kangoo und umkurvt die Bombenkrater, im Kofferraum 200 bis 300 Pakete mit jeweils zehn Broten.

Am Ende der ersten Märzwoche kommen ukrainische Soldaten und filmen Mehmet Izci und seine Helfer bei der Arbeit. Der Film sei im ukrainischen Fernsehen gezeigt worden, als Beispiel für den Durchhaltewillen der Menschen von Mariupol, wird Izci später erzählen.

Am Morgen des 16. März, gegen zehn Uhr, kommt ein Soldat zur Bäckerei. Er sagt, dass einer der wenigen Fluchtkorridore gen Westen geöffnet werde. Es ist wohl Izcis letzte Chance zu fliehen.

»Nimm deine Familie und geh«, sagt der Soldat. Izci und seine Familie quetschen sich in sein Auto, acht Personen und eine Katze. Sie übernachten in der türkischen Moschee, am nächsten Morgen verlassen sie die Stadt. Als sie einen der Kontrollpunkte passieren, die die Russen errichtet haben, zeigen sie ihre Pässe. Offenbar haben auch die Russen von dem Bäcker von Mariupol gehört. Denn einer der Soldaten fragt: »Wer von euch ist der Bäcker?« Izci zögert, dann meldet er sich. Die Soldaten zwingen ihn mit vorgehaltener Waffe, sich zu entkleiden, sie suchen ihn nach Waffen und verdächtigen Tattoos ab. Dann lassen sie ihn laufen.

Der Bäcker hat Glück gehabt, wohl wegen seines türkischen Passes. Andere nicht. Nicht selten werden bei den Evakuierungen Männer herausgefiltert und in Lagern festgehalten. Aber auch Familien werden verschleppt, teils in den Donbass, teils direkt nach Russland, davon berichten mehrere Augenzeugen und Betroffene.

Parallel zur militärischen Offensive stellen die Russen Planungen für die Zeit nach der Einnahme Mariupols an. Westliche Nachrichtendienste haben mitverfolgt, dass sie ein Tribunal vorbereiten, um den Donbass zu »entnazifizieren«. In der Stadt Donezk soll der Führungsriege des Asow-Regiments der Schauprozess gemacht werden – jener so umstrittenen Einheit der ukrainischen Streitkräfte.

Die Kaserne des Asow-Regiments liegt im Zentrum von Mariupol. Zäune versperrten den Blick auf den Stützpunkt. Am Eingangstor prangt ein gelbes Runensymbol, das dem Regiment als Wappen dient. Eine Wolfsangel, wie sie auch eine Einheit der

SS nutzte. Etwa 1500 Kämpfer hatte das Asow-Regiment nach eigenen Angaben bei Kriegsbeginn in Mariupol.

Das Regiment entstand 2014 als Zusammenschluss von Freischärlern, die gegen prorussische Separatisten kämpften. Unter den Gründern waren Rechtsextremisten, Nazi-Symbolik war genauso verbreitet wie die Verehrung des umstrittenen ukrainischen Nationalhelden und NS-Kollaborateurs Stepan Bandera. Später wurde das Regiment in die regulären ukrainischen Streitkräfte eingegliedert. Einige bekannte Rechtsextremisten und Ultranationalisten verließen die Einheit. Heute sagen Fachleute, das Asow-Regiment sei mittlerweile politisch weitgehend domestiziert, auch weil im Laufe der Zeit junge, unbelastete Rekruten dazugestoßen seien.

Verschwunden aber ist das rechtsradikale Gedankengut im Umfeld des Asow-Regiments nicht. Der Ideologe der Bewegung, Mykola Krawtschenko, forderte erst vor ein paar Monaten die Schaffung einer »Großukraine« als autoritärer, homogener weißer Staat ohne allgemeines Wahlrecht. Und als einer der Asow-Kämpfer in Mariupol fiel, kondolierten Kameraden im Internet mit den Worten: »Wir sehen uns in Walhalla, Bruder. *White lives matter!*« In Mariupol selbst wird das Regiment dennoch verehrt. »Für viele Menschen sind die Asow-Kämpfer Helden, weil sie die Stadt 2014 vor den Separatisten gerettet haben«, sagt Elena Kalaitan, die Chefredakteurin der Lokalzeitung. Und erst recht, weil sie jetzt gegen die russischen Angreifer kämpfen.

HINTER DER GESCHICHTE

Für dieses Dossier hat das Team der ZEIT sechs Wochen lang auf verschiedene Weise recherchiert. Eine Reporterin befragte in der ukrainischen Stadt Lwiw Geflüchtete aus Mariupol und ließ sich erklären, welche Ereignisse wo stattfanden. In Berlin wertete das Team Satellitenbilder und weitere Datensammlungen sowie Augenzeugenberichte aus, um das Vorrücken der russischen Armee zu dokumentieren. Die Reporter verifizierten Hunderte Social-Media-Postings, Fotos und Videos und interviewten Augenzeugen per Telefon, WhatsApp, Telegram oder Videogespräch. Weitere geflüchtete Bewohner Mariupols trafen sie in Deutschland. Das Team recherchierte außerdem bei Nachrichtendiensten, Strafverfolgungsbehörden und Militärexperten.

Am 28. März durchbrechen russische Soldaten in Mariupol das Kasernenort mit der Wolfsangel und nehmen das verlassene Gelände ein. Die Soldaten des Regiments haben sich längst zurückgezogen. Für die Russen ist es dennoch ein symbolisch wichtiger Sieg. Ein Kameramann, der die Soldaten begleitet, filmt eine am Boden liegende Ausgabe von *Mein Kampf*, wer auch immer sie dort hinterlassen hat. Aus Sicht des Kremls könnte die Erzählung kaum strahlender sein: Zum 9. Mai, Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus, befreit Russland die Welt ein weiteres Mal von den Faschisten. Diesmal in Mariupol. So geht das Propaganda-Narrativ.

Zur Zukunft des neuen Mariupols, wie die Russen es sich vorstellen, zählt auch die Ernennung eines moskau-treuen Bürgermeisters. Die Russen haben ihn bereits auserkoren: Konstantin Iwaschtschenko, den Mann mit dem ernststen Blick und dem silbergrauen Haar.

Iwaschtschenko ist Direktor eines Maschinenbau-Betriebs im Norden der Stadt und sitzt für eine prorussische Partei im Stadtrat, er ist bekannt dafür, gegen die EU zu wettern und Finanzhilfen aus den USA zu verdammen.

Kurz nach dem Beginn des Krieges ist Iwaschtschenko plötzlich verschwunden. Angeblich ist er auf die Krim gereist. Fragen der ZEIT über den Messengerdienst Telegram lässt er unbeantwortet. Nach seiner Rückkehr ein paar Tage später taucht er

im russischen Fernsehen auf. Er fordert die Streitkräfte der Ukraine und die »nationalistischen Bataillone« auf, sich nicht mehr hinter »menschlichen Schutzschilden« zu verstecken. »Ich habe das persönlich gesehen«, sagt er in die Kamera des russischen Senders RT. Damit macht er sich zum Kronzeugen der russischen Propaganda. »Iwaschtschenko ist ein Verräter«, sagt Elena Kalaitan, die Journalistin.

Im Zentrum von Mariupol wird noch um jeden Straßenzug gekämpft, als die prorussischen Separatisten am 6. April den Namen eines neuen Bürgermeisters verkünden: Er heißt Konstantin Iwaschtschenko. Kremlfreundliche Mitglieder des Stadtrats haben ihn zuvor für das Amt vorgeschlagen. Er soll nun offenbar den Wiederaufbau Mariupols beaufsichtigen und die politische Gleichschaltung organisieren.

Von den einst 440.000 Bewohnerinnen und Bewohnern Mariupols harrten schätzungsweise noch etwa 100.000 bis 150.000 in der Stadt aus. Drei Massengräber wurden mittlerweile auf Satellitenbildern identifiziert. Sie wurden mutmaßlich von der russischen Armee ausgehoben, in Vororten, die sie seit Beginn ihrer Offensive kontrollierte. Ein Hinweis darauf, dass die Opferzahl gewaltig ist.

Von den Geflohenen werde kaum jemand in ein russisch kontrolliertes Mariupol zurückkehren, glaubt Elena Kalaitan. Der eine Teil der Menschen tot, der andere vertrieben, die Stadt zerstört – viel ist von Mariupol nicht geblieben. Gut möglich, dass Putin einfach neue Bewohner ans Asowsche Meer bringen lässt. Das neue Mariupol wird mit der Stadt von Oksana Stomina, Elena Dundur, Wadym und Irina Zabolotny, Mehmet Izci, Elena Kalaitan und dem Bürgermeister Wadym Bojtschenko nicht mehr viel zu tun haben.

Elena Dundur ist mit ihrem Sohn am 16. März im Auto geflohen, sie mussten zwanzig russische Checkpoints passieren. Einer der Soldaten fragte, warum sie alle in den Westen flüchteten, schließlich komme der Krieg dort auch noch hin. Die beiden leben mittlerweile in Berlin, Elena Dundur schreibt: »Mein Sohn ist glücklich.«

Oksana Stomina, die Schriftstellerin, hat im Südwesten der Ukraine Unterschlupf gefunden, in einem Hotelzimmer mit vier Personen und einem Bett. Sie sagt, es sei ein Glück, dass der Winter in Mariupol so kalt war, so seien die vielen Leichen langsamer verwest.

Wadym und Irina Zabolotny, die Eheleute aus dem Theater, leben jetzt in einem Plattenbau im Süden von Lwiw im Westen der Ukraine. »Für uns ist es ungewöhnlich, aus dem Fenster zu schauen und dort intakte Häuser stehen zu sehen«, sagt Wadym.

Mehmet Izci, der Bäcker, ist mit seiner Familie nach Dortmund geflohen, sie haben in einer Moschee Unterschlupf gefunden. Izci hilft gelegentlich in einer Bäckerei, Brot zu backen.

Elena Kalaitan hat sich in ihrem Auto in die ukrainische Stadt Saporischschja durchgeschlagen, wo sie mit ihrem 25-jährigen Sohn in einer kleinen Wohnung lebt und weiter Artikel schreibt, nun im Internet. Es hat Wochen gedauert, aber mittlerweile weiß Kalaitan, dass alle ihre Kollegen lebend aus Mariupol entkommen sind.

Wadym Bojtschenko, der Bürgermeister, hat Mariupol schon früh verlassen. »Die Allee des Sieges, in der unser Wohnhaus stand, ist für mich zu einer Allee des Schreckens geworden«, sagt er. Bojtschenko befindet sich heute an einem unbekanntem Ort in der Ukraine, sein Sohn kämpft in einer Spezialeinheit der ukrainischen Armee.

In den vergangenen Tagen haben die Russen die letzten Verteidigungsstellungen der ukrainischen Streitkräfte eingenommen: den Fischereihafen am 10. April. Das Iljitsch-Werk im Norden der Stadt am 13. April. Den großen Hafen am 16. April.

Nur eine letzte Bastion ist noch nicht gefallen: das Asowstal-Stahlwerk, ein mächtiger Komplex im Südosten der Stadt, ein gigantisches, gut zehn Quadratkilometer großes Industriegelände mit Zugang zum Meer. Es wird zum Schauplatz des letzten Gefechts.

In Friedenszeiten arbeiteten bei Asowstal rund 10.000 Menschen, im vergangenen Jahr wurden hier 4,3 Millionen Tonnen Stahl und 3,8 Millionen

Tonnen Eisen produziert. Von hier stammt der Stahl für die Wolkenkratzer der Hudson Yards in New York, für die neue Brücke von Genua, für das höchste Gebäude von London. Asowstal gilt als eines der größten Stahlwerke Europas. Es ist eine Stadt in der Stadt.

Auf dem Gelände befinden sich mehr als hundert Bauten. Fabrikhallen, Hochöfen, mehr als 50 Meter hoch, ausgelegt für Temperaturen bis zu 2000 Grad. Nach Angaben des Unternehmens ist jede Abteilung mit unterirdischen Schutzräumen ausgestattet, insgesamt seien es 75 Bunker mit dicken Wänden aus Beton und Türen aus Stahl, in denen mehrere Tausend Menschen Schutz finden könnten. Eine uneinnehmbare Festung. Oder eine tödliche Falle.

Gleich am ersten Tag des Krieges öffnete Asowstal seine Tore für Schutzbedürftige. Mehrere Tausend Menschen suchten laut Schätzungen der Betreiber Zuflucht. Die Bunker waren mit Nahrung und Wasser für drei Wochen ausgestattet. Hinzu kamen die Essensvorräte aus den Kantinen. Aber drei Wochen sind seit sechs Wochen vorbei.

Das Stahlwerk schien ein sicherer Ort für die Menschen zu sein, um den Kämpfen zu entgehen, mit der Zeit aber kamen die Kämpfe zu ihnen. Denn auch die ukrainischen Soldaten zogen sich auf das Gelände zurück. Schon an den ersten Tagen des Krieges sollen ukrainische Streitkräfte hier Teile ihrer Artillerie stationiert haben.

Seit Wochen bombardiert die russische Luftwaffe das Werk, Panzer haben das Gelände umstellt. In den Bunkern gibt es laut Augenzeugen nur wenige Betten, reserviert für die Verwundeten, die Übrigen schlafen auf dem Boden und auf Stühlen. Die Toiletten funktionieren lange nicht mehr. In den Werkshallen wurde früher auch Stahl für russische Panzer gegossen. Jetzt sind die Panzer dorthin zurückgekehrt, wo sie einst entstanden.

Am Mittwoch vergangener Woche erreicht die ZEIT den Kommandeur der 36. Marineinfanteriebrigade, Serhij Wolyna, im Stahlwerk. Wolyna dient seit 2007 in der ukrainischen Armee, ausgebildet wurde er an der Akademie der nationalen Landstreitkräfte in Lwiw. Ein Austausch von Sprach- und Textnachrichten beginnt, der die Nacht über und die folgenden Tage andauert.

»Rund ein halbes Tausend verwundete Militäranghörige« befänden sich noch in der Fabrik, sagt Wolyna, dazu einige Hundert Zivilisten. Er schickt ein Foto, das offenbar in einem der Bunker aufgenommen wurde, es zeigt eine junge Frau, die sich zu einem Mädchen hinunterbeugt, das eine Fellmütze trägt. »Die Lebensbedingungen sind furchtbar.« Er sei völlig isoliert. »Keine Lebensmittel, keine Munition, keine medizinische Versorgung«, sagt Wolyna. Manchmal habe er Internet, via Starlink.

Und die Kämpfe auf dem Gelände? »Wir haben Sichtkontakt, der Feind sieht uns und versucht, uns zu töten«, sagt Wolyna. »Im Durchschnitt schlafen wir zwei Stunden am Tag.«

Es scheint eine hoffnungslose Situation, aber Wolyna weigert sich, die Hoffnung aufzugeben. »Der Präsident hat mich kontaktiert, er hat einen Austausch versprochen«, sagt er, gemeint ist Wolodymyr Selenskyj. Für einen Moment klingt Wolyna wie ein Soldat, der noch immer an die Durchhalteparolen seines Oberbefehlshabers glaubt, auch am 55. Tag dieser Schlacht. Um seine Identität zu belegen, schickt der Kommandant ein Selfie. Es zeigt einen durch tiefe Falten gezeichneten Krieger.

Am nächsten Morgen verkündet der russische Verteidigungsminister Sergej Schoigu, Mariupol sei eingenommen. Der russische Präsident Wladimir Putin sagt, Russland werde das Stahlwerk vorerst nicht stürmen, sondern umzingeln, nicht einmal eine Fliege werde herauskommen. Wie es mit den Menschen dort weitergeht?

Er zähle nicht mehr die Tage, sagt Serhij Wolyna. Sondern die Stunden.

KAI BIERMANN, CHRISTIAN FUCHS, YASSIN MUSHARBASH, KARSTEN POLKE-MAJEWSKI, CHRISTINA SCHMIDT, HOLGER STARK, SASCHA VENOHR, ANNA ZHUKOVETS UND FRITZ ZIMMERMANN

Wie Geister tauchen die ukrainischen Soldaten auf, verschanzen sich, schlagen sie, verschwinden wieder